

»Es war eben nicht immer schon



HUBERT WOLF Alles spricht von Zeitenwende. Sind die Katholiken fähig, angemessen zu reagieren und sich ebenfalls zu entwickeln, so, dass ihre Tradition lebensnah bleibt? Es gibt Leute, die sich schier lieber mit aller Gewalt als mit Argumenten gegen Reformen stemmen. Obwohl Reformen Wesenzug der Kirche sind. Zeit für einen Blick in die Kirchengeschichte.

tät ja scho gern, aber es war halt emmer scho so.« Wie oft haben wir diesen Satz in den letzten Jahrzehnten von kirchlichen Oberen gehört? Er dient einzig und allein dem Zweck, dringend notwendige Reformen in der Kirche mit dem Hinweis auf die vermeintliche Kontinuität ihrer Struktur und Verfassung sowie die ewige Wahrheit ihrer Lehre für unmöglich zu erklären. Diese Aussage wird nicht selten von einer zweiten begleitet: »Ich würde ja schon gerne etwas verändern, aber Rom ...« Dahinter steckt die Annahme: Die Einheit und strikte Einheitlichkeit der katholischen Kirche lässt Reformen vor Ort nicht zu. Nur der Papst kann für die Weltkirche eine generelle Entscheidung treffen. Bezogen auf den Synodalen Weg ist dann schnell von einem »deutschen Sonderweg« oder sogar verwerflichen nationalkirchlichen Tendenzen die Rede.

Im ersten Fall wird der Schwarze Peter für die Unmöglichkeit von Reformen der Tradition zugeschoben, im zweiten Rom. So kann man wie Pilatus die Hände in Unschuld waschen und mit Krokodilstränen in den Augen sagen: Ich wäre ja für Reformen, kann aber selbst nichts unternehmen. Aber im Pilatus-Gespräch in der Bibel geht es am Ende um die Wahrheitsfrage. Und hier lautet die Antwort der Kirchengeschichte: Beide Aussagen entsprechen nicht der historischen Wahrheit. Sie sind durch die Geschichte der Kirche nicht gedeckte Schutzbehauptungen.

Erstens gehört Geschichtlichkeit unverzichtbar zum Wesen der katholischen Kirche. Gott hat sich durch seine Menschwerdung in Jesus von Nazaret auf die Geschichte eingelassen. Mit Geschichtlichkeit ist aber das Prinzip der Entwicklung untrennbar verbunden, und die Wirkungsgeschichte des Christuseignisses zeitigt immer wieder neue legitime Transformationen der kirchlichen Strukturen und Lehre, wie schon ein erster Blick ins Neue Testament zeigt. Daher stellt die lebendige Tradition der Kirche einen wahren Schatz unterschiedlicher Modelle und Konzepte

der Verwirklichung des Katholischen zur Verfügung, die auch für heute fruchtbar gemacht werden können. Die Entwicklung verlief dabei jedoch keineswegs einlinig oder zielgerichtet. Inkulturationsprozesse führten immer wieder auch zu einer Modifikation des Inhalts.

Zweitens erweist sich die Behauptung einer ununterbrochenen Kontinuität der Lehre der Kirche als Fiktion. So hat das Lehramt nach der Französischen Revolution fast 200 Jahre lang die Menschenrechte als mit dem katholischen Glauben unvereinbar bezeichnet, Religions- und Gewissensfreiheit sogar als »pestaften Irrtum« verdammt. Im Zweiten Vatikanum wurde die Verteidigung dieser Freiheiten dagegen plötzlich zu einer urkirchlichen Aufgabe erklärt. Jahrhundertlang wurde in der Karfreitagliturgie für die »perfiden« Juden und ihre notwendige Bekehrung

Dass der Papst die Bischöfe frei ernennt, ist dagegen eine Erfindung des kirchlichen Gesetzbuches von 1917

gebetet, seit 1970 wird dem Judentum dagegen ein eigener Heilsweg zuerkannt. Hier ist jeweils eine Lehre in ihr Gegenteil verkehrt worden.

Pius XII. ging sogar noch einen Schritt weiter. Er hat 1947 das äußere Zeichen des Weihesakraments geändert. Galt seit dem Konzil von Florenz 1439 die Übergabe von Kelch und Hostienschale als entscheidendes sakramentales Zeichen der Priesterweihe, so war es ab 1947 die Handauflegung. Dabei wurde eine »Wahrheit des katholischen Glaubens« geändert. Die Begründung, die der Papst für seine Korrektur der Lehre gab, ist überraschend: »Jedermann weiß doch, dass die Kirche

Bestimmungen, die sie getroffen hat, auch aufheben kann.« Wenn lehramtliche Aussagen prinzipiell änderbar sind, dann kann man auch ganz neu über die Möglichkeit der Priesterweihe für Frauen nachdenken und Kontinuitätsfiktionen, die eine Änderung der kirchlichen Sexualmoral angeblich ausschließen, sollten dann endgültig passé sein.

Alternative Modelle zu angeblich unveränderlichen Strukturen der Kirche seien nur kurz angedeutet: Selbstverständlich gab es über viele Jahrhunderte weibliche Diakone, die zum Teil auch nach demselben Formular wie ihre männlichen Kollegen geweiht wurden. Sie brauchte man, solange es die Erwachsenentaufe mit dreimaligem Untertauchen im Taufbecken gab. Mit katholischen Moralvorstellungen wäre es kaum in Einklang zu bringen gewesen, dass ein Mann eine weibliche Taufbewerberin berührt. Und selbstverständlich haben mächtige Äbtissinnen über tausend Jahre in rechtlicher Hinsicht ihre Diözesen geleitet wie ihre männlichen Bischofskollegen. Dass der Papst die Bischöfe frei ernennt, ist dagegen eine Erfindung des

Fotos: gchuitka/iStock



SO«



Ohne Lebendigkeit keine Tradition: Daher besitzt die Kirche viele Schätze mit unterschiedlichen Modellen, wie sich das Katholische verwirklicht. Manche sind vergraben, untergegangen oder totgeschwiegen – andere werden in den Wellen der Zeit zurück ans Land gespült. Beim Blick in die Schatztruhe tun sich Wunder auf.

kirchlichen Gesetzbuches von 1917. In der alten Kirche galt dagegen der Grundsatz: Wer allen vorstehen will, der muss auch von allen gewählt sein. Da Re-form im Wortsinn Zurück-formen meint, wäre es ein leichtes, diese unterdrückten traditionellen Formen wieder zu ihrem Recht kommen zu lassen.

Auch die Meistererzählung vom Einheitskatholizismus erweist sich historisch gesehen als Ammenmärchen. Es gab viel-

Die Erzählung vom Einheitskatholizismus erweist sich historisch gesehen als Ammenmärchen.

mehr gleichzeitig ganz unterschiedliche Konzepte zentraler liturgischer Riten, die die Einheit der Kirche nicht infragestellten. So wurden etwa im frühen Mittelalter zwei ganz unterschiedliche Formen des Sakraments der Buße gleichzeitig praktiziert. In

der Kirche des Mittelmeerraums konnte man das Bußsakrament nur einmal empfangen. Nach einem öffentlichen Sündenbekenntnis wurde man für ein Jahr aus der Gemeinde ausgeschlossen und nach Ableistung der Bußwerke durch den Bischof wieder aufgenommen. Im Bereich der irischen Kirche konnte man dagegen so oft als nötig zur Beichte gehen, die als Privatbuße funktionierte. Man wurde sofort von seinen Sünden losgesprochen und musste die Buße hinterher ableisten. Die Lossprechung erteilte aber in der Regel kein geweihter Priester, sondern ein Mönch oder eine Nonne. Die Kompetenz zur Sündenvergebung erwuchs nicht aus einer sakramentalen Weihe, sondern aus der Qualität der radikalen Nachfolge Jesu.

Geleches gilt für verheiratete und zölibatär lebende Priester. Beide gab und gibt es ganz selbstverständlich in der katholischen Kirche, beide waren und sind mit denselben Vollmachten ausgestattet. Sonst wäre der Dispens von der Ehelosigkeit bei vom Protestantismus konvertierenden Pastoren, die die katholische Priesterweihe empfangen, unmöglich. Das

Zweite Vatikanum lehrt daher zurecht, dass der Zölibat »nicht zum Wesen des Priestertums« gehört und beide Formen in der katholischen Kirche gleichermaßen legitim sind.

Wenn sich daher katholische Frauen und Männer zum Katholikentag in Stuttgart versammeln, können sie dies durchaus selbstbewusst tun – mit dem Schatz der Tradition in Händen. Und sie sollten auch wissen, dass Rom hundert Jahre lang vergeblich versucht hat, dem eigenständigen deutschen Laienkatholizismus Zügel anzulegen und ihn im Sinne der von Papst und Bischöfen kontrollierten »Katholischen Aktion« zu disziplinieren. Stuttgart als Ort schwäbischen Eigensinns und Liberalität bietet sich geradezu an, die Schutzbehauptungen des »Es war halt immer schon so« und eines angeblichen Einheitskatholizismus endgültig ins Reich der Ammenmärchen zu verweisen.

Unser Autor: Prof. Dr. Hubert Wolf kommt aus Wört im Ostalbkreis und ist Priester der Diözese. Der Träger des Leibniz-Preises lehrt Kirchengeschichte an der Univesität Münster.